

Benno Hubensteiner

**BAYERISCHE
GESCHICHTE**

rosenheimer



Benno Hubensteiner

BAYERISCHE GESCHICHTE

STAAT UND VOLK
KUNST UND KULTUR



rosenheimer

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus erschienenen
16. Auflage 2006

© 2021 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim
www.rosenheimer.com

Titelfoto: © Bernd Römmelt, München
Die Kartenskizzen in der Mitte der Bildteile stammen von Dr. Gertrud
Diepolder

eISBN 978-3-475-54885-7 (epub)

INHALT

Vorwort

ERSTES BUCH: VOR DER LANDNAHME

1. Kapitel: Frühes Volk
2. Kapitel: Die Welt der Kelten
3. Kapitel: Die Römer in Bayern

ZWEITES BUCH: DAS BAYERISCHE STAMMESHERZOGTUM

4. Kapitel: Bayerische Anfänge
5. Kapitel: Agilolfinger und Franken
6. Kapitel: Das agilolfingische Bayern
Herzog und Volk
Kirche und Klöster
Kunst und Kultur
7. Kapitel: Unter den Karolingern

DRITTES BUCH: DIE ZEIT DER KAISER

8. Kapitel: Luitpoldinger und Ottonen
9. Kapitel: Von Bischof Wolfgang zu Kaiser Heinrich
10. Kapitel: Bayern und der Osten
11. Kapitel: Papst und Kaiser
Die große Kirchenbewegung

Das Jahrhundert der Welfen

12. Kapitel: Auf der Höhe des Mittelalters
Adel und Bauern
Bayerische Romanik
Das bayerische Wort

VIERTES BUCH: DAS WERDEN DES FÜRSTENSTAATES

13. Kapitel: Unter den ersten Wittelsbachern
Otto von Wittelsbach und seine Nachfolger
Das neue Herzogtum
14. Kapitel: Die Zeit Ludwigs des Bayern
Wittelsbacher Kaisertum
Städte, Bettelmönche, frühe Gotik
15. Kapitel: Herzöge der späten Gotik
16. Kapitel: Bayerisches Leben in der Spätgotik
Die drei Stände
Von der Fürstenchronik zu Aventin
Kunstreiches Werk der Hände
17. Kapitel: Augsburg und Nürnberg

FÜNFTES BUCH: DAS ZEITALTER DER GLAUBENSSPALTUNG

18. Kapitel: Das alte Bayern und der neue Glaube
19. Kapitel: Wilhelm IV. und Leonhard von Eck
20. Kapitel: Die bayerische Gegenbewegung
Albrecht V. und Wilhelm der Fromme
Späthumanismus und Jesuitenstil
21. Kapitel: Kurfürst Maximilian I.
Die innere Staatsarbeit

Der große Krieg

SECHSTES BUCH: DAS BAROCKE BAYERN

22. Kapitel: Nach dem Dreißigjährigen Krieg

23. Kapitel: Die bayerischen Kurfürsten

Der Friedensfreund

Der Blaue Kurfürst

Der Kaiser des Rokokos

Der Vielgeliebte

24. Kapitel: Stände und Volk

25. Kapitel: Die bayerische Barockkultur

Von Zuccalli zu Zimmermann

Wortkunst, Musik, barocke Gelehrsamkeit

Vorstoß der Aufklärung

26. Kapitel: Pfalz-Bayerisches Zwischenspiel

SIEBENTES BUCH: DAS NEUE KÖNIGREICH

27. Kapitel: König Max I. Josef

Bayern und Frankreich

Der moderne Staat

Der Geist der Montgelas-Zeit

Der »Vater Max«

28. Kapitel: König Ludwig I.

Volk im Vormärz

Romantischer Staat und Sailersches

Christentum

Außenpolitik am Promenadeplatz

Die Kunststadt München

Restauration und Revolution

29. Kapitel: König Max II.
Deutsche Gänge
Symposion
30. Kapitel: König Ludwig II.
Tragödie des Königtums
Bayern und die Reichsgründung
Das Ministerium Lutz
31. Kapitel: Die Regentschaft
Des Königreiches Verweser
München leuchtete
32. Kapitel: König Ludwig III.
Frieden und Krieg
Zusammenbruch und Revolution

ACHTES BUCH: BAYERN IM 20. JAHRHUNDERT

33. Kapitel: In der Weimarer Republik
34. Kapitel: Unter der Diktatur
35. Kapitel: Ein Ausblick

ANHANG

Zeittafel

Regententafeln

Literaturhinweise

Zu den Bildern

Namenregister

Sachregister

Karten

Das bayerische Stammesherzogtum im 10. Jahrhundert
Kurbayern und die Pfälzischen Lande im Jahre 1777

VORWORT

Die erste Auflage der »Bayerischen Geschichte« ist zu Weihnachten 1950 herausgekommen, und sie ist im Alt-Salzburger Südosten daheim gewesen - im stillen Neumarkt-St.Veit, wo ich zwei harte, aber glückliche Jahre über dem Manuskript zugebracht hatte. Freilich, ich war damals ganze 26 Jahre jung. Aber hinter mir standen der Auftrag und die Autorität meines Lehrers Professor Max Spindler, sein Rat, das freie Gespräch, wenn ich ihn etwa nach der Vorlesung quer durch den Englischen Garten nach Bogenhausen heimbegleiten durfte. Dazu kam das frische Wissen aus den Hörsälen der Münchener Universität und die sozusagen klassische Literatur zur bayerischen Geschichte mit ihrem Mut zum Erzählen. Die innere Kraft aber mußte das alte Land selber abgeben, wie ich es mir unterm Krieg und gleich nach dem Krieg erwandert hatte, in Jahren, wo noch einmal alles auf die Eisenbahn und das Pferdefuhrwerk, das Fahrrad und den Fußweg zurückgefallen war.

Natürlich blieb diese »Bayerische Geschichte« aufweiten Strecken altbayerische Geschichte. Es ging um die mehr als tausend Jahre, auf die sich die Präambel der Verfassung von 1946 bezog; um das Anknüpfen an Traditionen, die man nach 1933 mit Gewalt abgeschnitten hatte oder die für viele Neubürger überhaupt nicht dasein konnten. Aber wer immer sich in die bayerische Geschichte einlesen möchte, wird bei der Geschichte des altbayerischen Kernlandes anfangen müssen. Dabei wird jedem ganz von selber der Blick dafür aufgehen, wie schon von Anfang an die Fäden

zwischen Altbayern, Ostfranken und Schwaben hin- und herschießen; wie selbst die Stammes- und Mundartgrenzen zu fließen beginnen; wie letztlich auch das Hineinwachsen Bayerns in die schwäbischen und fränkischen Provinzen mehr war als bloß eine dynastische Zufälligkeit. Nicht als ob das hochmittelalterliche Bamberg oder das altfränkische Nürnberg, der Glanz der Schönborn-Zeiten oder der Ruhm des reichen Augsburg ins Altbayerische herübergezogen werden sollten: öfter als einmal war auch darauf hinzuweisen, wie Schwäbisches oder Fränkisches aus ganz anderen Voraussetzungen erwachsen sind, öfter als einmal mußten Schwäbisches oder Fränkisches dazu helfen, das eigentlich Altbayerische schärfer herauszutreiben. Wie dann Altbayern, Franken und Schwaben zum Neubayerischen Staatsvolk verwachsen sind, wie sie gerade in ihrem Zusammenklingen ein gutes Geläut gegeben haben, ist ohnedies ein Grundthema unserer inneren Entwicklung seit Montgelas ... Und selbstverständlich durfte eine moderne »Bayerische Geschichte« nicht bei den Fürsten stehenbleiben, sondern mußte auch weitergehen zum Volk, sollte sie den ganzen kulturellen Reichtum des Landes auslegen, hatte sie der Vergangenheit das Leben wiederzugeben und die Farbe. Subjektivität oder gar Willkür bei der Auswahl des Stoffes mußten freilich zurücktreten: was wirklich wichtig war - gerade auch Daten und Fakten! - sollte dastehen, und am richtigen Platz dastehen.

Die Zeit nach 1950 brachte für mich Jahre in der Kulturredaktion und der Fernsehdirektion des Bayerischen Rundfunks, die den Blick schärfen konnten für die bunte Fülle Schwabens und Frankens; Jahre des Lehrens und Lernens in Passau, die das alte Österreich näherrückten und damit die ganze, nur scheinbar versunkene Welt der einstigen Donaumonarchie. Sicher ist manches von diesem

Erleben den vier weiteren Auflagen des Buches zugute gekommen. Aber auch ein breites Echo in Besprechungen, wohlmeinenden und grimmigen, in herzhaften Leserzuschriften aus dem ganzen Land. Mein Freund, der Münchener Genealoge Adolf Roth (1900–1964), hat die Stammtafeln der Wittelsbacher erstellt, Dr. Gertrud Diepolder Nachträge zum bayerischen Mittelalter gebracht. Nicht zuletzt hat der Nestor unter den bayerischen Historikern das Buch von Auflage zu Auflage mit seinen kritischen Anmerkungen begleitet: Professor Ludwig Steinberger (1879–1968), noch Riezler-Schüler und ein Ortsnamenforscher aus Leidenschaft.

Wenn jetzt die sechste Auflage des altneuen Buches hinausgeht, möchte auch sie eine »durchgesehene und ergänzte Auflage« sein. Wo die Forschung, eigene wie fremde, die Fronten begradigt hat, bin ich ihr gefolgt; wo etwas besser oder klarer gesagt werden konnte, habe ich es versucht. Die Entwicklung seit 1918 wurde wenigstens im Umriß skizziert und bis zum Gründungsjahr der Bundesrepublik heraufgeführt, auch wenn es hier auf weiten Strecken noch nicht möglich ist, ein pralles Bild zu geben. Freilich, der alte Block als solcher ist auch diesmal stehengeblieben, und ich habe es mir versagt, hineinzupressen, was ich in vier, fünf anderen Büchern neu umschrieben habe. Auch der Leser erwirbt ja, um mit Schiller zu reden, an einem Buch sein »verjährtes Eigentum«, und zu dämpfen, was einmal hell und farbig gewesen ist, sah ich keinen Grund.

So bleibt mir nur ein schlichtes Wort des Dankes: für meine liebe Frau, die mich und die »Bayerische Geschichte« schon so lange tapfer ertragen hat und erträgt; für Dr. Karl Hausberger, Wissenschaftlichen Assistenten am Institut für Kirchengeschichte der

Universität München, der mir bei der Drucklegung geholfen hat.

München, im Sommer 1977

Benno Hubensteiner

Zur zehnten Auflage

Als zu Weihnachten 1950 die »Bayerische Geschichte« erschien, war es nicht zuletzt die jugendliche Frische der Sprache und des Zugriffs auf den Stoff, die dem Buch Freunde gewann. Dabei wußten freilich die wenigsten, daß der Autor, als er sein erstes Vorwort schrieb, gerade 26 Jahre alt geworden war.

Über die Jahre und Jahrzehnte hin lag die Bayerische Geschichte dann immer wieder auf seinem Schreibtisch. Immer wieder mußte das Jugendwerk für die nächste Neuauflage durchgesehen und ergänzt, vom jeweils erreichten Stand der Forschung aus überprüft, mit einem neuen Vorwort zu neuen Lesern auf den Weg gebracht werden.

Wie Benno Hubensteiner es dabei zu halten pflegte, hat er selber oft gesagt: »Ein Buch, das auf knapp fünfhundert Seiten den ganzen Reichtum der Bayerischen Geschichte auslegen möchte - Staat und Volkstum, Kunst und Kultur! - ist eigentlich nie fertig« - so hat er sein Vorwort zur zweiten Auflage 1952 begonnen, um dann aber schon fortzufahren: »Schließlich geht es bei einem Buch wie diesem gar nicht so sehr um das historische Detail an sich: das letztlich Entscheidende müssen die einmal gezogenen Grundlinien bleiben.« Noch entschiedener hat er es 1963 der vierten Auflage mit auf den Weg gegeben: »Freilich der Block als Ganzes ist auch diesmal stehengeblieben, und zu dämpfen, was einmal hell und farbig gewesen ist, sah ich keinen Grund.«

Wie er es gerne tat, wenn er überzeugt war, daß er etwas nicht mehr besser oder klarer sagen könne, hat er diese Formulierung dann auch in das Vorwort übernommen, das von der sechsten bis zur neunten Auflage im wesentlichen unverändert blieb.

Es steht nun auch vor dieser zehnten Auflage, für die sich im Handexemplar des Autors nur noch wenige Korrekturen und Nachträge fanden. Benno Hubensteiner ist am 4. Februar 1985 gestorben. Möge seine »Bayerische Geschichte« bleiben, was sie von jeher war: wirklich ein »Volksbuch«.

März 1985

Erna Hubensteiner

Zur sechzehnten Auflage

Eine Reihe von Jahren ist vergangen, seit die vorangegangenen Zeilen geschrieben wurden. Und eines kann man mit Sicherheit sagen: Die »Bayerische Geschichte« von Benno Hubensteiner ist ein wirkliches »Volksbuch« geblieben. Ihr unverwechselbarer Stil, die Vereinigung von wissenschaftlich fundierter Darstellung und erzählerischem Schwung, macht sie bis heute zu einem der herausragenden Werke zu diesem Thema. Studierende, die sich einen Überblick über die Geschichte Bayerns verschaffen wollen, werden dadurch ebenso Freude und Nutzen haben wie jeder, dessen Interesse an der Sache von eher privater Natur ist.

Wir, das Rosenheimer Verlagshaus, danken Erna Hubensteiner ganz herzlich, dass sie uns dieses wertvolle Erbe zur weiteren Pflege anvertraut hat. Wir wünschen und hoffen, dass wir das in uns gesetzte Vertrauen nicht enttäuschen!

Rosenheim, im Januar 2006

Der Verlag

ERSTES BUCH

Vor der Landnahme

I. KAPITEL

FRÜHES VOLK

Die ersten Spuren des Menschen, die wir in Bayern finden, weisen auf die Kelheimer und Nördlinger Gegend, wo Jäger und Sammler der Eiszeit auf ihren Streifzügen in den Klausennischen, im Schulerloch und in den Ofnethöhlen Unterschlupf suchten. Gab es ja hier eine Menge jagdbarer Tiere: den Höhlenbären und die Höhlenhyäne, das Nashorn und den Wisent, vor allem aber größere Rentier- und Mammutherden. Dabei müssen wir uns diese Jäger der Altsteinzeit vom Typus des Neandertalers denken: klein, gedrungen, flachschädelig, mit wulstartigen Brauenbögen und massigem Unterkiefer. Sie kannten bereits das Feuer und einfache Steinwerkzeuge; auch begruben sie ihre Toten.

Eine zweite Stufe dieser Altsteinzeit bringt reichere Funde aus dem ganzen Gebiet der schwäbischfränkischen Jurahöhlen, ja sogar die ersten Darstellungen von Jagdtieren auf Knochen und Stein, wie etwa den Wildpferdkopf aus den Klausen bei Neuessing. Träger dieser Kultur war bereits eine schlankgewachsene, langschädelige Menschenrasse, ähnlich den Europäern von heute. Das Land freilich lag noch ganz im Schatten der Alpen, die als blaue Kette am Sehkreis standen und ihre Schutt- und Gletscherfelder weit ins Vorland herausschoben. Es gab Eiszeiten und Zwischeneiszeiten, und wo der Gletscherpanzer schmolz, blieben in launischer Verspieltheit weite Geröllhalden, steile Moränenwälle, einzelne erratische Blöcke zurück.

Erst um das 10. Jahrtausend vor Christus wichen die Eisfelder für immer zurück, sammelte sich das Schmelzwasser in den Flußtälern und Voralpenseen, überzogen sich die Moränenbuckel mit einer almartigen Wiesennarbe. Zwergbirken flogen an, seit etwa 8000 auch Föhre und Hasel, bis sich dann seit dem 5. Jahrtausend mit Eiche, Fichte und Buche ein regelrechter Mischwald ausbreiten konnte. Nur, daß dieses struppigfeuchte Moränenland siedlungsfeindlich blieb und die wenigen Menschen der Mittelsteinzeit lieber auf die trockenen Sandböden Nordbayerns auswichen...

Mit dem 4. Jahrtausend zogen bereits die Bauern der Jungsteinzeit aus den Löß- und Schwarzerdegebieten des Ostens und Südostens donauaufwärts in unseren Raum und brachten das Getreide, den Pflug und den Wagen, die Haustiere und eine erste Sesshaftigkeit. Das bevorzugte Siedelgebiet waren nun die fruchtbaren waldfreien Lößflächen des Straubinger Gäubodens; man kam aber auch isaraufwärts bis ins tertiäre Hügelland von Landshut und Freising. Erst mit dem Ende der Jungsteinzeit zwang eine Klimaverschiebung zum stärkeren Weidebau und zum Vorstoß ins Moränengebiet. Und finden wir zunächst nur die großen Gruppen, so läßt sich bei näherem Hinsehen doch deutlich erkennen, wie der deutsche Süden auch damals schon Durchgangsland der Völker war. Es gab immer wieder Stöße von Ost nach West oder von West nach Ost, mitunter auch eine Nord-Süd-Bewegung. Schon verschmolzen da und dort der westliche und der donauländische Kreis zu örtlichen Sonderkulturen wie der von Altheim bei Landshut.

Im Kreis der Altheimer Kultur tauchen am Ende der Jungsteinzeit die ersten Kupfergeräte auf, und als man schließlich Kupfer und Zinn legieren konnte, brach mit dem neuen, härteren Werkstoff für das ganze Land die

Bronzezeit an. Gebirge und Bergbau wurden interessant, und die Kupfergruben im Pongau konnten bald an die zweitausend Menschen beschäftigen. Für das Schotter- und Moränenland aber war diese Bronzezeit eine Zeit der Hirten und der Weidebauern, die nun den größten Teil dieses 2. Jahrtausends bestimmten. Noch oft genug steht im Voralpenland der mächtige Umriß ihrer Grabhügel gegen den Himmel, und der Spaten kann hier auf zeitlos schöne Funde stoßen – Schwerter, Gefäße, Frauenschmuck, Gerät. Wie Julius Naue, der »bayerische Schliemann«, schon 1887 meinte: »Ernst und würdevoll, wie die Berge, welche die Wohnstätten und Friedhöfe der frühesten Bewohner unseres Gebietes umrahmen, muß auch ihr Sinn, fest und entschlossen ihr Tun, und einfach und gediegen ihr Leben gewesen sein.«

Erst um 1200 vor Christus – es ist die Zeit der homerischen Griechen und des trojanischen Krieges! – drang von Westen her eine neue, kraftvolle Menschenwelle in unser Land vor. Es war ein Volk von Ackerbauern, das zunächst auf dem Lößboden um Main, Würnitz und Donau sein Siedelgebiet fand, sich aber auch bergwärts wandte und zwischen die Hügelgräberleute schob. Die Toten wurden nun verbrannt und in Urnenfeldern bestattet. Auch die Fibel, eine kunstvolle Gewandspange nach Art der heutigen Sicherheitsnadel, kam erst mit diesen Urnenfelderleuten in Süddeutschland auf. Und war tausend Jahre lang das Rind Symbol des Zeitalters gewesen, so fuhren jetzt die Fürsten, Krieger und Priester mit edlen Pferden und bronzebeschlagenen Prunkwägen daher, nahmen das Gespann sogar noch mit ins Grab.

Mit fließenden Übergängen lenkte dann diese Spätstufe der Bronzezeit in eine neue Epoche hinüber, der das Eisen den Namen gab. Man lernte, wie man dieses Eisen im sogenannten Rennverfahren ausschmelzen konnte, wie sich

dieses neue Metall durch Abschrecken mit kaltem Wasser härten ließ – und es war eine Revolution, die Gewicht und Verteilung der Völker neu bestimmen sollte. Der berühmteste Fundort für diese erste Eisenzeit ist das oberösterreichische Hallstatt, das seinen Reichtum und seine Bedeutung dem lebenswichtigen Salz verdankte. Indes war nicht Hallstatt selber Ausgangspunkt der neuen Kultur, sondern jenes Ostalpengebiet, wo nach antiker Überlieferung ein Illyrisch sprechendes Volk lebte. Diese Illyrier müssen auch für unser Gebiet, wenn nicht die Träger, so doch die Vermittler der Hallstattkultur gewesen sein. In manchen Ortsnamen klingt ihre Sprache heute noch nach: Foetibus (Füssen) und Likias (Lech); im Inntal Umiste (Imst) und Veldidena (Wilten); im Gebirge Scarbia (Scharnitz) und Parthanum (Partenkirchen). Selbst der Name des Inns – Aenus – ist vielleicht illyrisch. Die Grabfunde bringen uns besonders schöne Tongefäße; aber auch der Bronzeguß erreichte jetzt erst seinen Höhepunkt, wofür etwa die prächtige Schnabelkanne vom Dürrnberg bei Hallein mit ihren fast »barocken« Zierformen zeugen kann.

Im 5. Jahrhundert setzte noch einmal eine vom hallstätischen Formkreis deutlich geschiedene Kultur ein, die man nach dem Fundort am Neuenburger See La-Tène-Zeit nennt. Kennzeichen: die langen Schwerter, die nur zum Hauen und nicht zum Stechen gehören, und die merkwürdigen, aus Gold gedrehten Halsringe der Männer, die sogenannten »Torques«. Kostbare Grabbeigaben, wie Dreifüße, Schnabelkannen und bemalte Schalen, weisen auf Beziehungen zum griechischetruskischen Mittelmeerkreis; ja man hat schon gesagt, die La-Tène-Kultur sei eine Umformung des Hallstatt-Stiles, ausgelöst durch die zunehmende Einfuhr von Erzeugnissen des altgriechischen Kunstgewerbes... Treffender ist aber die

andere Deutung, die diese neue Kultur mit einem neuen Volk in Beziehung bringt, eben den Kelten.

2. KAPITEL

DIE WELT DER KELTEN

Als Urheimat der Kelten erscheint heute das Land um die obere Mosel, die obere Donau, den oberen Rhein, und es gibt kaum einen Zweifel, daß sie eigentlich ein Volk von Völkern waren - Hügelgräberleute und Urnenfelderleute zur neuen Einheit verschmolzen. Die räumliche Nähe und das verwandte Volkstum ließen dann unser Gebiet noch im 5. Jahrhundert wie selbstverständlich keltisch werden, so daß wir mit den Vindelikern und Norikern zwischen Donau und Alpen, den Boiern zwischen Donau und Main, die drei großen einheimischen Stammesgruppen fassen können. Nur im Gebirge blieb der keltische Anlauf stecken, und in Bergstämmen wie den Breonen im Tal des oberen Inns und der Sill lebte das illyrische Volkstum ungebrochen fort. Überhaupt soll man bei all dem Hin und Her der vorgeschichtlichen Jahrhunderte die bewahrende Kraft des Landes selber nicht geringschätzen: ganz gleich, wer Herr des Landes war, ob Illyrier oder Kelten, ob Römer oder Baiwaren, der Bauer ließ die Stürme über sich hinwegbrausen und blieb. Und zumal den Kelten war das innere Durchdringen eines Raumes Nebensache. Ihr unruhiges Blut trieb sie hinaus in die Ferne und löste seit etwa 400 die großen Wanderzüge aus: über Gallien nach Iberien und den britischen Inseln; über die Alpen nach Oberitalien; über Böhmen und den Donaauraum bis Kleinasien und an das Schwarze Meer. 387 vor Christus stand der ältere Brennus vor Rom, 279 vor Christus

bedrohte der jüngere Brennus das griechische Nationalheiligtum von Delphi.

Für die antike Welt mußten die Kelten als das große, gefährliche Volk des Nordens erscheinen, und griechische wie römische Autoren befassen sich immer wieder mit der äußeren Erscheinung und dem inneren Wesensbild dieser »Keltoi« oder »Galli«. Merkwürdig dabei, daß man sie fast als Zwillingsbrüder der noch weiter nördlich sitzenden Germanen empfand - als hochgewachsene Recken, blauäugig, blond, voll wilder Tapferkeit. Aber ihr blondes Haar war eine wilde Mähne, die durch das stete Einreiben mit Seife die helle Färbung angenommen hatte, und ihr ursprüngliches Indogermanentum brach und wandelte sich, nahm auf den weiten Wanderzügen alle Blutströme des vorindogermanischen Alteuropa in sich auf. Diese Kelten waren eben ein merkwürdig vielgesichtiges Volk, erregt und noch leichter erregbar, phantasievoll, hochfahrend, theatralisch, und es erschien geradezu als ihr Wesen, »selber keines zu haben, aber jedes scheinen zu können«. Dabei zeigten sie wenig Sinn für staatliche oder stammesmäßige Zusammenschlüsse, und es ist nur dieselbe Sprache, die uns die einzelnen Völkerschaften von den Briten auf den fernen Inseln bis zu den Galatern in Kleinasien als Einheit erscheinen läßt. Dieses Fehlen von Staat und Zentralgewalt mußte dann freilich zum Verhängnis werden, als die einzelnen Stämme zwischen die Mahlsteine des römischen Imperiums und des freien Germaniens gerieten.

Immerhin, unser Gebiet lag bis zum Abzug der Boier im Binnenraum der keltischen Welt, und das keltische Volkstum hat fast ein Jahrtausend lang das Gesicht des ganzen Landes bestimmt. Die Flüsse und Bäche tragen heute noch die keltischen Bezeichnungen, wie sie einst ohne römische Vermittlung an die Baiwaren übergegangen

sind: Main und Altmühl, Isar und Ilz, Glonn und Amper, Vils und Zusam – man müßte an die hundert Namen nennen. Auch von den rund fünfzig Ortsnamen römischer Herkunft sind vier Fünftel eigentlich keltisch: etwa Lauriacum (Lorch) oder Abodiacum (Epfach), Cambodunum (Kempten) oder Sorviodurum (Straubing); Boiodurum (Beiderwies-Passau) bewahrt den Namen der keltischen Boier, die vielleicht über den »Goldenen Steig« nach Böhmen hineingestoßen sind und auch diesem Land den Namen gegeben haben. Für viele andere Keltenorte – etwa die Höhengründung auf dem Hesselberg bei Wassertrüdingen oder die gewaltige Anlage von Manching bei Ingolstadt – sind uns die alten Namen verlorengegangen. All diese stadtähnlichen Siedlungen (oppida) waren umschlossen von jenem festen Mauerwerk keltischer Art, das uns Cäsar in seinem Buch über den »Gallischen Krieg« genau beschrieben hat: ein quergestelltes fachwerkartiges Balkengefüge, durch mächtige Eisennägel verklammert, mit regelmäßigen, mörtellosen Steinlagen ausgefüllt. Wenn auch die Größe solcher Oppida schwankte, neben dem bloßen Zufluchtsort ein Stammes- und Kultmittelpunkt wie das alte Manching stand, zum Städteland konnten sie das Keltengebiet nirgends prägen. Vorherrschend blieb der Ackerbau, das Leben auf den Einzelhöfen, eine Agrarverfassung, die große Herren und leibeigene Untertanen kannte. So finden wir noch überall im Land, meist vom Wald überwachsen, die Spuren keltischer Viereckschanzen mit vorgelegten Gräben und Seitenlängen von achtzig Metern und mehr. Ob man sie als umwallte Herrensitze deuten darf, ob sie Fliehburgen waren oder doch Kultstätten – wer kann es mit Sicherheit sagen?

Mit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert erreichte auch im Land zwischen Alpen und Main das Handwerk eine erstaunliche Höhe. Die Kelten erwiesen sich als

hervorragende Gerber, Sattler und Schuster, als geborene Drechsler, Zimmerleute und Wagenbauer. Wenn die Mittelmeervölker den Wein noch in tönernen Amphoren lagerten, so brachten sie jetzt die hölzernen Fässer auf. Die Eisenverhüttung aber entwickelte sich zu einer Art Industrie, der ein Oppidum wie jenes Alkimoënnis auf dem Michelsberg bei Kelheim seinen Wohlstand, ja Reichtum, verdankte.

Spärlich bleiben daneben die Zeugnisse keltischer Kunst, beschränkt auf Kleinplastiken vom Schlag eines merkwürdig abstrakten Stierfigürchens aus Weltenburg oder auf bizarre Schmuckstücke nach Art der bronzenen Maskenfibel aus Parsberg in der Oberpfalz. Mag dabei zehnmal sein, daß Tempel und Königshallen aus dem vergänglichen Holz gebildet waren, auch die Götterbilder bloß rohgeschnitzte Idole waren – im Grunde haben die Kelten, wie alle Nordvölker, die Prägnanz des Steines und das Abbild der schaubaren Wirklichkeit gar nicht gesucht. Man kannte etwa die hellenischen Gold-Statere und prägte nach ihrem Vorbild eigene Hohlmünzen aus Gold oder Goldlegierung; die Münzbilder aber – Reiter, Pferde, Gesichter – löste man auf in Ornament und Linie, ins Spiel der dichtenden Phantasie. So haben unsere alten Bauern, wenn sie irgendwo eine solche Keltenmünze aus dem Boden ackerten, von den »Regenbogenschüsselchen« gesprochen, und gemeint, es handle sich um die goldenen Spuren, die der Regenbogen dort zurückließe, wo er auf der Erde aufsitze.

Voll innerer Spannung, erfüllt von wolkenhaft sich ballenden und wieder verschwimmenden Gesichtern, muß auch der Götterglaube der Kelten gewesen sein. Und hier standen die Druiden am Heiligtum, eine Priesterkaste voll Macht und Einfluß, Lehrer, Hüter, Bewahrer, erzogen zum Geheimwesen und eisernen Schweigen. Die Götter selber

ahnen wir nur: die drei Urmütter etwa, dann Epona auf dem Pferd oder den dreigesichtigen Teutates, der die Menschenopfer liebte... Haben auch die Druiden eifersüchtig darüber gewacht, daß die alten Überlieferungen nirgends dem toten Buchstaben anvertraut wurden, der seltsam stilisierte Schwur des Königs Conchobar drüben von den fernen Inseln läßt uns doch einen Hauch keltischer Frömmigkeit und Weltsicht spüren: »Der Himmel ist zu unseren Häupten, die Erde zu unseren Füßen, und uns umgibt das Meer. Wenn nicht der Himmel mit seinen Sternenschauern auf das Antlitz der Erde fällt, wenn nicht die Erde sich bebend auftut, wenn nicht das Meer mit seinen graublauen, einsamen Weiten die bewachsene Stirn des Lebens überdeckt, werde ich, Conchobar, siegreich in Kämpfen und Schlachten, die Kühe in ihre Ställe und die Frauen in ihre Häuser heimführen.«

3. KAPITEL

DIE RÖMER IN BAYERN

Wie eine schwarze Wolke hatte die Keltengefahr den Aufstieg des römischen Reiches begleitet. Erst Cäsar konnte Gallien erobern, erst Augustus gegen die Alpenstämme vorgehen und das Land bis zur Donau dem Imperium einfügen. Wenn dabei die Noriker die friedliche Unterwerfung vorzogen, die Vindeliker ließen es auf das Schwert ankommen, so daß Tiberius und Drusus, die beiden Stiefsöhne des Kaisers, mit dem Sommerfeldzug des Jahres 15 vor Christus zu einer weiten Zangenbewegung über Bodensee und Alpen ausholen mußten. Damals ist das Oppidum von Manching als der Vorort der Vindeliker für immer untergegangen. Das Ackerland kam an römische Grundbesitzer; die waffenfähige Jugend wurde abexerziert und in weitentfernten Reichsteilen unter die Legionen gesteckt.

Nach der »Befriedung« wurde das Land selber in zwei Provinzen aufgeteilt: in Rätien, das von den Rheinquellen und dem Bodensee bis zum Inn reichte, und in Norikum, das vom unteren Inn bis zum Wienerwald ging. Im Osten dann Pannonien. Nur im Norden biß sich die Grenze an der Donau fest, denn ein großer Aufstand der Völker in Dakien und die Niederlage im Teutoburger Wald verhinderten das Ausgreifen gegen das freie Germanien. Es blieben auch keine Legionen in den beiden neuen Provinzen stehen, und das Land wurde durch bloße Hilfstruppen und ein weitmaschiges Kastellsystem abgedeckt. Erst Kaiser Vespasian ging, um die Grenzlinie zu verkürzen, gegen den

einspringenden Landwinkel zwischen Donau und Rhein vor – eine Bewegung, die unter Hadrian (117 bis 138) mit dem Ausbau des Limes ihren Abschluß fand. Über Meilen hin Palisaden, dazwischen feste Wachtürme, dahinter Kastelle, das war der Grenzwall, der Limes. Bei Hienheim oberhalb Kelheim begann er, *setzte* bei Kipfenberg über die Altmühl, bei Ellingen über die Schwäbische Rezat; bei Lorch an der Rems sprang er im scharfen Winkel zum Main und erreichte dann bei Andernach den Rhein.

Nördlich von Donau und Limes aber saßen die ungebärdigen germanischen Nachbarn: die Chatten und die Hermunduren, die Naristen, die Markomannen und die Quaden. Ihre ganze Gefährlichkeit zeigte bereits der große Markomannensturm von 166, bei dem Marc Aurel, der »Philosoph auf dem Kaiserthron«, fünfzehn Jahre und die Kraft des ganzen Weltreiches brauchte, um die Donaulinie zu sichern. Damals wurde die dritte italische Legion ins rätische Regensburg gelegt, die zweite ins norische Lorch. Regensburg und Lorch deuten nach Norden, doch unter dem schwunglosen Kaiser Commodus begnügte sich Rom endgültig mit der Abwehrstellung, und der Limes wurde nun ausgemauert. Was darüber hinaus zu tun war, überließ man dem feinen Spiel der Diplomatie. Rätien, an sich schon italienferner als Norikum, dazu auch bei der Eroberung schwerer angeschlagen, blieb ein Randgebiet des Reiches, und seine Provinzkultur konnte sich nicht messen mit dem römischen Leben am Mittelmeer oder an Mosel und Rhein.

Von den Städten im Land war Augsburg (Augusta Vindelicum) die wichtigste, »die glanzvollste Koloniestadt der Provinz Rätien«, wie sogar Tacitus sagte. Hier war der Sitz des römischen Statthalters und der Mittelpunkt von Gewerbe und Handel; seit Kaiser Hadrian führte man auch das römische Stadtrecht. Die benachbarten Hermunduren, die auch während des Markomannenkrieges stillgesessen

waren, durften sogar bis Augsburg zum Markt kommen. Ein ganz anderes Gesicht als Augsburg muß dagegen die Militärstadt Regensburg (Castra Regina) gezeigt haben, das Standquartier der dritten italischen Legion. Vorher eines jener Donaukastelle, für die das benachbarte Eining (Abusina) als klassisches Beispiel gelten kann, wurde Regensburg seit 179 nach Christus durch den Proprätor Dextrianus großzügig ausgebaut. Außerhalb des Legionslagers aber ließ sich nieder, was durch und mit dem Soldaten lebte: Händler, Schankwirte, Handwerker, Weiber und Kinder...

Auch viele Siedlungen zweiten Ranges gehen auf Kastelle zurück: Günzburg (Guntia) etwa oder das wichtige Passau (Castra Batava), wo, dem alten Boiodurum gegenüber, die batavische Kohorte den Altstadthügel besetzte. Nördlich der Donau erwachsen zwei größere Orte mit Nassenfels an der Schutter (Vicus Scuttarensium) und Faimingen bei Dillingen (Ponione?). Im südlichen Donauhinterland aber lagen die offenen Handelsorte wie Pons Aeni (Pfaffenhofen-Pfunzen) am Inn, Bedaium (Seebruck) am Chiemsee, Iuvavum (Salzburg) an der Salzach, das als Stadt nicht viel hinter Augsburg zurückstand.

Ein großartiges Straßennetz verknüpfte diese Orte untereinander und mit dem fernen Italien. Die berühmte Via Claudia Augusta lief von Augsburg über Füssen und Reutte, den Fernpaß und den Reschenpaß, nach Italien hinunter; eine zweite Alpenstraße ging durch das Inntal und über den Brenner. Ebenso wichtig war die Straße, die Gallien mit den Donauprovinzen verband und über Augsburg-Seebruck-Salzburg quer durch Südbayern zog. Dazu kamen eine Straße von Augsburg über Oberföhring zum Inn, die Donaustraße und das dichte Wegnetz hinter dem Limes. Wo sie der Pflug nicht eingeebnet hat, kann

man diesen »Hochstraßen« heute noch auf Meilen folgen. Zu der großzügigen Planung kam die Technik der römischen Ingenieure, die alle natürlichen Gegebenheiten ausnutzten und an Stelle der primitiven Karrengeleise den festen Unterbau aus Bruchstein und Schotter setzten. Es klingt unglaublich, aber man konnte zur Römerzeit schneller und gefahrloser von Paris nach Konstantinopel reisen als etwa um 1800.

Nach dem Zeugnis des heiligen Hieronymus wurde noch im 4. Jahrhundert in der Kaiserstadt Trier Keltisch gesprochen, und in Augsburg wird es kaum anders gewesen sein. Im übrigen aber legte der Kelte, immer neuerungssüchtig und begierig aufs Fremde, erstaunlich schnell sein eigenes Volkstum ab und ließ sich romanisieren. Das Latein war auch in den Donauprovinzen Amtssprache, und die ausgedienten Soldaten, die man allorts ansiedelte, trugen die römische Zivilisation in den letzten Landeswinkel hinaus. Noch eine kleine Provinzstadt wie Kempten (Cambodunum) wollte den staunenden Barbaren ein kleines Rom vorexerzieren; man hatte auch hier Forum und Ratsgebäude, Markthalle, Tempel, öffentliche Bäder - mit einem Wort städtische Kultur. Auf dem flachen Lande gab's dafür römische Gutshöfe, mitunter auch die luxuriöse Villa eines reichen Geldsacks oder eines hohen Beamten.

Die eingesessene Bevölkerung aber nahm von den Römern an, was ihr gut dünkte. Wenn auch die Kelten tüchtige Ackerbauern waren, so brachten die neuen Herren dafür die Gartenkultur, die Obstbaumzucht und den Weinbau mit. Ähnlich war's mit dem Mauerwerk, das die Kelten bisher nur für Befestigungen verwendet hatten. Nun kamen italische Architekten, entstanden bei Abbach an der Donau römische Ziegeleien, baute man mit Quadersteinen und mit Ziegeln. Freilich haben sich von alledem nur im

alten Regensburg die Reste der Stadtmauer und eines mächtigen Torbaues (Porta praetoria) über der Erde erhalten.

In bescheidenem Umfang blühte sogar die Kunst. Wenn auch die großen Standbilder der Götter und Kaiser aus Italien geholt wurden, die ganze Alltagsplastik ging aus heimischen Werkstätten hervor. Eine Fülle von Weihealtären, Denksteinen und Grabmälern, die uns hier überkommen ist: meist biederes Handwerk - keltische Steinmeißel, die mühsam genug die fremde Form suchen und das naive Abbild des Menschen und seiner Tätigkeit. Daneben kam die Keramik in Schwung, und schon im zweiten Jahrhundert konnten die Werkstätten von Westerndorf bei Rosenheim ihr hartgebranntes, hellklingendes Terra-Sigillata-Geschirr im ganzen Binnenland vertreiben. Mosaikböden römischer Villen hat man vor allem im bereits norischen Chiemgau ausgegraben. Der schönste - teppichartig bunt, mit springenden Hirschen und spielenden Delphinen - wurde in Westerhofen bei Ingolstadt gefunden.

Zur römischen Kultur kam der römische Kult mit seiner Kaiserverehrung und seinen Reichsgöttern, der das Druidenwesen nicht mehr dulden konnte. Nachsichtiger als mit den keltischen Priestern aber war man mit den keltischen Göttern, die man ohne weiteres ins römische Pantheon einließ - so etwa Epona oder die drei großen Mütter. Zum heiltätigen Grannus wallfahrtete man nach Faimingen; Bedaius war wohl der Gott des Chiemsees selber; der gutmütigverschmitzte Genius cucullatus konnte sogar noch als »Goggolori« an die Baiwaren übergehen. Kleine und kleinste Heiligtümer lagen über die ganze Siedelflur verstreut, und der Kult der heiligen Quellen und Bäume muß bereits jetzt angeklungen sein.

Mit der flackernden Religiosität der späten Kaiserzeit kam auch die Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras nach Rätien, und Kaufleute, Handwerker und Legionäre trugen das junge Christentum ins Land. Noch war es die Zeit der Christenverfolgungen, von denen die Martergeschichten der heiligen Afra in Augsburg und des heiligen Florian in Lorch erzählen können. Auch in Regensburg hat man eine Inschrifttafel gefunden, die auf die Grabstätte der frühen Blutzugeen verweist: »Der Sarmannina, die im Frieden ruht, den Martyrern beigesellt...« Erst das 4. Jahrhundert brachte den endgültigen Sieg des Christentums. Zumindest für Augsburg und Regensburg dürfen wir jetzt feste Bischofssitze annehmen, ja in Augsburg konnte man das Taufhaus der alten Bischofskirche ausgraben, in Regensburg den Mauerkern von St. Emmeram als Teil einer frühchristlichen Basilika erweisen. Im 5. Jahrhundert führte der heilige Severin auch im Donau-Alpenland das Mönchtum ein und gründete in Boiodurum-Passau eines der ersten Klöster.

Doch der Name Severins weist bereits in die letzten Tage der römischen Donauprovinzen. Schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts, als sich Rom mit beiden Händen gegen das neupersische Reich der Sassaniden wehren mußte, hatten die Alamannen den Limes überrannt und waren bis Italien vorgeprellt (259-60). Wie einst beim Markomannensturm waren Kastelle, Städte, Landsitze in Flammen aufgegangen, hatte die verängstigte Bevölkerung Geld und Schmuck vergraben, oft ohne die Schätze je wieder heben zu können. Doch die Soldatenkaiser konnten den Einbruch noch einmal abriegeln und, auf Iller und Donau gestützt, wenigstens die Provinz Rätien sichern. Der Limes selber wurde aufgegeben. Immerhin bekamen jetzt auch die offenen Städte einen Mauerring, wurde die Legion von

Regensburg in einzelne Abteilungen auseinandergelegt, wurden die Provinzen in Ufer- und Binnennorikum und in Raetia prima und Raetia secunda aufgeteilt. Das Land ließ sich damit nochmals zweihundert Jahre halten, und man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die Diplomatie der Römer oder über die Unfähigkeit der Germanen, sich zusammenzuschließen.

Das war dann das Donau-Alpenland nach der Mitte des 5. Jahrhunderts: eine Reichsprovintz mit loser Bindung an Rom, einer Handvoll versprengter Soldaten in den Kastellen und einem nichtigen Krämervolk in den Handelsplätzen, alles voll Feigheit, Aberglauben, Genußsucht und Angst. Ringsum drängten Ostgoten, Heruler, Rugier, Thüringer; im Westen bröckelten die Alamannen ein Stück Rätians nach dem anderen ab. In diesem Chaos stand eine einzige Persönlichkeit voll Tatkraft und Würde: Severin. Niemand, der seine Herkunft kannte, und auch er selber wollte nicht mehr sein als ein einfacher Mönch. Er leitete die Räumung der unhaltbar gewordenen Provinzstädte, knüpfte die Verbindung mit Odoaker in Ravenna, trat den rugischen und alamannischen Königen furchtlos entgegen, suchte überhaupt zu retten und zu helfen, wo es ging. Severin starb 482 im norischen Favianis (Mautern), und ein paar Jahre später mußte Odoaker die Reste der römischen Bevölkerung nach Italien zurücknehmen. Severins Schüler Eugipp, der nachmalige Abt von Lukullanum bei Neapel, hat uns das Leben des Meisters beschrieben. Mit seinem Buch endet auch unser Wissen über das römische Bayern. Rätien und Norikum sinken zurück in ein Niemandsland zwischen rivalisierenden germanischen Völkern.